Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 7 (1923)
Heft: 5-6

Buchbesprechung: Sprachliche Entdeckerfahrten [Paul Oettli]
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Krieg erklärt hätten, die durch Geschichte und Leben in unsre Mundarten gebracht worden sind, findet sich hier nicht zum erstenmal; wir haben sie schon widerlegen müssen, als der Basler Professor Tappolet vor einigen Jahren seinen verunglückten Vortrag über die Sprachreinigung veröffentlichte. Nun sagt uns der Berner Pfarrer, was für eine Art Sprachreinigung er uns zutraut, und nennt uns einige saanenländische Wörter, die uns nach seiner Meinung im Wege sein müssen. Er verkennt aber dabei völlig Wesen und Geist des Sprachvereins, und zwar des deutschschweizerischen sowohl, der hier eigentlich allein in Betracht kommen kann, wie auch des allgemeinen deutschen, den er kaum besser kennen wird, als er mir seit bald 20 Jahren aus seiner Zeitschrift und andern Erzeugnissen vertraut ist. Wir haben nie einen Versuch gemacht, bodenständiges Sprachgut unsrer Mundarten zu bekämpfen, sei es alemannischer, sei es fremder Herkunft. Wer es uns nachsagt, behauptet Unbeweisbares, und wer es uns zutraut, tut uns Unrecht. Aber nicht nur das, sondern wir sind geradezu die Verteidiger und Erhalter dessen, was uns nach Ansicht des Gsteiger Pfarrers zuwider sein muß, nämlich eben des Bodenständigen. Unser Verein besteht gerade aus solchen Leuten, wie Pfarrer Müller, Leuten, die ihre helle Freude haben am Volkstümlichen, Echten, die gern allen Erscheinungen der heimatlichen Ausdruckskultur nachgehen und für all das Verständnis wecken möchten.

Gewiß bekämpfen wir die Fremdwörterei und Ausländerei, aber wir wissen auch, wo diese Dinge anfangen. Zunächst haben wir es dabei mit der schriftsprachlichen Form unsrer Muttersprache zu tun; da haben Gesetze der Schönheit, der Wahrhaftigkeit und der Echtheit zu gelten. Wem es da eines Tages einfallen würde, statt Wage Paskülle, statt Schüssel Terrine zu sagen, dem würden wir das allerdings verweisen, weil es gegen den guten Geschmack, gegen alles sprachliche Anstandsgefühl geht. Aber auch da hat die Sprachreinigung ihre Grenzen und macht Halt vor altem Lehngut, das Geschichte und Dichtung geadelt haben, etwa Wörtern wie General und Kamerad, von andern nicht zu reden, die wie Natur und Familie ebenfalls fremder Herkunft sind, aber doch ganz und gar zu uns gehören.

Die Mundart, die Alltagssprache des Volkes, ist schon wieder anders zu behandeln. Sie erträgt manches, was der Schriftsprache nicht ansteht, weil diese Gegenstand der Pflege und Werkzeug höchster Kunst ist. Mit ihr zu rechten wie mit einem hochdeutschen Schriftsteller, geht nicht an, denn sie erhebt keinen Anspruch auf Schönheit, Reinheit, Regelrichtigkeit und Würde, wenn wir ihr auch all das nicht absprechen. Sie ist ein Naturpark. Darum haben der saanenländische Potaschi und das österreichische Spagat (Bindfaden) darin volles Heimatrecht, und was mit ihr auf natürlichem Wege verwachsen ist, das verdient Verständnis und sogar Schutz. Doch auch in einen Naturpark gehört nicht alles, sondern nur das Bodenständige: wer Elefanten oder Schakale in einen schweizerischen Naturpark einführen wollte, dem würden wir den Weg zu Hagenbecks Tierschau weisen. Das wird uns schon der sonst feinfühlige Gsteiger Pfarrer nachfühlen, daß die Gasthofbedientensprache mit ihrem Kauderwelsch — hüt hei-mer drü Tepar u nume eis Ariwä — einer ganz andern Beurteilung bedarf als das Potaschi und die Paskülle der Saanenländer. Wenn vollends einer von uns zornig wird über die Ladenschildergewohnheiten unserer Städte, etwa über den Fatzke, der in Zürich Refreshments, entrance round the corner, darunter dieselbe Schleckerei (nicht geschenkt möchte ich davon!) auf französisch anzeigt und erst am Ende die Sprache wieder findet, die seine Landsleute (wohl auch vier Fünftel seiner Kundschaft) sprechen, lesen, schreiben, singen (und fluchen, wenn sie sein Ladenschild sehen), — dann kann uns wirklich niemand vorwerfen, daß wir echte Schweizer Art verkennen.

Natürlich gibt es hier, wie in allen derartigen Dingen, ein Grenzgebiet und strittige Fragen. Sollte man in einer solchen einmal bei uns anders urteilen, als in der Studierstube des Gsteiger Pfarrhauses, so wird man da, denk ich, nicht gleich von Fanatismus reden. Ich gehöre dem Sprachverein seit seiner Gründung an und kann sagen, daß es da nicht mehr Fanatiker gibt als unter andern Leuten. Pfarrer Müller aber gehört eigentlich zu uns. Wenn er (wenige Zeilen vor dem uns gewidmeten Sätzchen) die Ortsnamen Boll, Bubenberg, Oesch, Rötschmund braucht, so tut er da das, was uns Sprachvereinlern am ärgsten übelgenommen worden ist. Nichts hat uns so viel Widerspruch, ja Beschimpfung eingetragen wie unsere bescheidenen Versuche, diese alten deutschen Namen für welsche Orte wie eben Bulle, Montbovon, Château d'Oex, Rougemont, wieder bekannter zu machen und vorm Untergang zu retten. Als ich einst davon sprach, daß die Saanenländer für das Savieser Grenzdorf Chandolin Schändlis und für Montreux Muchtern sagen (ich hatte es von dem Gsteiger Schuster, der mir mein Fußwerk für die Heimkehr über den Sanetsch zurechtmachte), da wurde eine gewisse Gazette teufelswild und sagte mir ins Gesicht, ich hätte geflunkert. Dort herum, wo diese Gazette geschrieben wird, sind die Fanatiker zu suchen, nicht in unsern Reihen.

Eduard Blocher.

Vom Büchertisch.

Sprachliche Entdeckerfahrten. Wegleitung zu denkendem Erfassen der Sprache, von Paul Oettli. Frauenfeld, Huber & Cie.

Eine Ueberraschung, denn es handelt — vom Nächstliegenden! Was Max Oettli in seinem naturkundlichen „Forscherbuch, Anregungen zu Beobachtungen und Versuchen" schreibt, das hat hier sein Bruder, unser Mitglied, auf sprachlichem Gebiete geleistet. Schließlich ist ja auch die Sprache eine Naturerscheinung, und wenn man auch mit ihren Kräften keine Maschinen treiben kann, so wird sich doch manch ein besinnlicher Junge, auch mancher nachdenkliche Erwachsene — es ist durchaus keine höhere Bildung nötig dafür, aber sie schadet auch durchaus nichts — z. B. die Frage stellen oder wenigstens stellen lassen, warum man den einen Menschen mit Du anredet, den andern mit Ihr, den andern mit Sie, warum man ein einzelnes weibliches Wesen ein Zimmer, nämlich ein Frauenzimmer, nennen kann, woher unsere Vor- und Geschlechtsnamen kommen usw. usw. in fast hundert Nummern. Was aber daran das schönste ist: diese Kenntnisse werden dem Leser nicht an den Kopf geworfen, er muß sie selber finden; der Verfasser stellt ihn auf den Weg und zeigt ihm die allgemeine Richtung, den Weg soll der Leser selber gehen. Das Büchlein besteht nämlich aus zwei Teilen: der erste stellt nur die „Fahrtenziele" auf, der zweite gibt ihm den Schlüssel, um seine Ergebnisse nachzuprüfen. An der Grenze zwischen beiden erkennt man den erfahrenen Schulmann und verständnisvollen Jugendfreund. Erfrischend wirkt das regellose Durcheinander der Stoffe, denn es soll beileibe

keine Grammatik sein, und wenn auch die sprachlichen Erkenntnisse an sich recht schätzenswert sind, wichtiger ist dem Verfasser die Forscherfreude und das Entdeckerglück, das es vermittelt. Ein hübsches Geschenkbüchlein. Wir werden gelegentlich etwas daraus abdrucken.

Öppis us em Gwunderchratte. Von Alfred Huggenberger (Sauerländer, Aarau).

Ein humoristisches Hausbüchlein nennt es der Verfasser auf dem Titelblatte, wohl kaum mit dem Anspruch, daß es „in keiner Familienbibliothek fehlen sollte", aber doch mit dem Recht, mit dem man praktische Lebensweisheit in volkstümlicher Form empfehlen darf. Wie nicht alle Kapitel gleich tief gehen, so ist der mundartliche Ausdruck nicht überall gleich urchig, aber was da in vergnüglichem Ton und mit manchem träfen Wort z. B. über die schweizerische Festseuche gesagt wird, das hat seine ernste Seite, und fast auf jedem Blatte trifft man ein besonders köstliches Beispiel schweizerdeutschen Ausdrucks.

In üsem Schwitzli isch herrlech z'lebe,
Di Andre vergunned's üs nid vergebe:
Im letschte Chrache, im hinderste Nest
Fyret mir wacker Fästli und Fäst.
— — — — — — — — — — — — — —
Uf en Helvezierchopf ue g'hört en Chranz:
Das git em de Boge, das git em de Glanz!

Manchmal prägt er seine gesunde volkserzieherische Absicht in eine spöttische Formel, z. B. „Me sött ...!" für unsere demokratische Allesbesserwisserei, die „bessere Herre" für unsere weniger demokratische Verehrung des Geldes; die Oberflächlichkeit des Festlebens liegt in dem Kehrreim „'s ist eifach schöö gsy — chaibe vil Lüt!" In einem andern Kapitel beginnt er spottend:

Au uf em Land, wer wott's bestritte,
Änderet 's Wetter und ändered d'Zite.
Das weiß jede Tauner, das weiß jede Puur,
's ist nümme wie amig, mir händ jetz Kultur.

Ganz im Sinne des Sprachvereins schreibt dann unser Mitglied:

Mir werded modärn, mir werded hell,
Uf tütsch: mir puured jetz razionell.
— — — — — — — — — — — — — —
Hät's früener tappig g'heiße: En Puur, —
Hüt mached mer in Agrikultur.
Wer d'Bire und d'Chriesi kennt vorenand,
Ist en diplomierte Wirt vom Land;
Und hät er drei Öpfel diheim im Trog,
So schribt er sich sicher: Pomolog.

Aber die ganze Heimat- und Naturschutzbewegung ist uns ja nah verwandt; drum freuen wir uns auch über Stellen wie die:

Keis Wäldli stoht so verlore do,
Es hät si modärne Schmuck übercho
Und wird dä, hoff i, nie meh verlüüre,
Es heißt druff: Lenzburger Konfitüüre.

Oder:

Durbrochni Strümpf und dito Bluse,
An Röcke tünd's une und obe huse.

Vom Grammophon heißt's:

Wie herrlech! Im hinderste Beizli ine
Schätteret so ne Vergnüegigsmaschine.

Näher sind wir wieder unserm eigenen Gebiete, wo es von einer Brautschau heißt:

En andri ist im Wälschland gsy.
Min'twege! Bildig mues jo sy.
Sie spricht französisch ggomilffoh —
Im Tütsche — hm — es goht eso.
's ist nett, wenn sie parliere tuet,
Der Augenufschlag macht si guet;
„Schäär Ami" seit si, we' me chunt,
„O röwoar" zur Abschiedsstund.
Au's „Wui" stiendre glaubi nett,
Wenn Ein im Ernst aabyße wett.
's heißt, sie sei schigg, 's heißt, sie sei gschyd,
Nu was si schicki, säb wüssi sie nid.

Ein recht vergnügliches und doch zum Teil sehr ernstes Büchlein, dem Hans Witzigs Zeichnungen wohl anstehen.

Was ist Szilizet-Telegraphie?

Das kann der größte Sprachforscher und der größte Techniker nicht wissen, wenn er nicht in der N. Z. Z. den Anfang einer Aufsatzreihe mit der Ueberschrift „Die Drahtlose" gelesen hat. Wer ihn aber gelesen hat, braucht weiter gar keine sprachlichen und keine technischen Kenntnisse mehr; denn Szilizet, das ergibt sich ja aus dem Titel und dem Inhalt, muß so viel heißen wie „drahtlos"; ja, altsprachliche Kenntnisse sind für das Verständnis des Wortes geradezu hinderlich; denn das Wort heißt sonst soviel wie „nämlich". Es wird immer mit c geschrieben, also scilicet (auf der ersten Silbe zu betonen), meist in der Abkürzung scil., und ist entstanden aus scire (d. h. wissen, daher französisch science) licet (d. h. man kann oder muß, es ist erlaubt, daher Lizenz für Erlaubnis). Es heißt also: man kann oder muß wissen; dazu denke man sich: „daß gemeint ist:", oder mindestens einen Doppelpunkt. Man könnte z. B. sagen: Wir tranken einen Liter Neuen scil. Wein. Deutsch sagt man also am besten „nämlich". Man setzt es, wenn man andeuten will, welches Wort man eigentlich beifügen müßte, wenn es nicht fast selbstverständlich wäre.

Wie kommt nun ein so ungeheuerlicher Unsinn, wie er am 20. Ostermond in der N. Z. Z. zu lesen war, zustande? Nämlich (resp. scilicet!):

Die Drahtlose.

Szilizet-Telegraphie und Telephonie ist von so allgemeinem akutem (!) Interesse, daß ...

Der Verfasser hatte offenbar nach der Ueberschrift keinen Punkt gesetzt, sondern wollte sie (nach einer üblen Gewohnheit, die er hier wohl dem Witze zuliebe befolgte) mit dem ersten Satze verbunden wissen:

Die Drahtlose
ist von so allgemeinem akutem Interesse, daß ...

und schob dann zur „Erklärung", daß er natürlich die Telegraphie und Telephonie im Auge habe, jenes „Szilizet ..." ein. Im Zeitungsgebäude hat dann irgend jemand nach der Ueberschrift wie üblich einen Punkt gesetzt; jetzt stand aber das fremde Wunderkind Szilizet einsam frierend auf der Heide und mußte durch den Draht eines Bindezeichens mit der Tante Telegraphie verbunden werden: Szilizet-Telegraphie! Eigentlich hätte auch vor Telephonie eins stehen sollen: „und -Telephonie". — Die ganze Unsinnigkeit sieht man ein, wenn man einmal annimmt, das Wort „respektive" für „beziehungsweise" wäre noch nicht so allgemein bekannt und unser Verfasser hätte, da das Wort drahtlos sich ja auch auf die Telephonie „bezieht", schreiben wollen „Die drahtlose Telegraphie resp. Telephonie ist usw." Setzt man nun nach obigem Muster Punkt und Bindezeichen, so heißt es:

Drahtlose Telegraphie.

Respektive-Telephonie ist von so allgemeinem Interesse ...

Das ganze grausige Mißverständnis wäre nicht vorgekommen, wenn der Verfasser (oder dann die Schrift-